

Heather Petty

**MY DEAR SHERLOCK**

**WIE ALLES BEGANN**



Heather Petty

# MY DEAR SHERLOCK

WIE ALLES BEGANN

Aus dem Amerikanischen  
von Anne Brauner





Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House

*Für meine Mutter,  
die das Buch niemals lesen wird  
und doch auf jeder Seite lebendig wird.*

H. P.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

I. Auflage 2015

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2015 Heather Petty

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel:

»Lock & Mori« bei Simon & Schuster Books For Young Readers,  
einem Imprint von Simon & Schuster Children's Publishing Division

Übersetzung: Anne Brauner

Umschlagkonzeption: semper smile, München

unter Verwendung der Fotos von:

© Arcangel Images (CollaborationJS);

Shutterstock (Jaimie Duplass, Lukasz Pajor, stockert1970)

MP · Herstellung: SL

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-17152-3

Printed in Germany


[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)



**LONDON  
GEGENWART**



# KAPITEL 1



**B**ei meiner ersten Begegnung mit Sherlock Holmes trug ich einen Hut mit einer langen Feder. Das war am vierten März. An das Datum erinnere ich mich nur, weil meine Brüder beim Frühstück alle drei blöde März-Herz-Schmerz-Witze rissen. Freddie hatte sogar rosa Herzen mit entsprechend kitschigem Gequake auf sein Handydisplay geladen, das er tausend Mal abspielte, bis ich drohte, das Ding ins Klo zu werfen. Ausnahmsweise schien es eher Segen als Fluch, in die Schule gehen zu müssen. Doch dieses Gefühl hielt nicht lange vor.

Gleich als Erstes hatten wir eine Doppelstunde Mathe, in der ich mal wieder darauf bestehen musste, dass der Lehrer meine Hausaufgaben nicht als falsch bezeichnen konnte, nur weil er nicht auf der Höhe der neuesten Mathetheoreme war und der Fehler offensichtlich im Lehrbuch lag. Danach hatten wir Wirtschaft, wo

es um ein paar Texte ging, die ich im vergangenen Jahr in den Sommerferien gelesen hatte. Nach dem Mittagessen musste ich mich im Labor langweilen, nachdem Marcus Gregson unser chemisches Experiment in eine schwarz schmorende Masse verwandelt hatte, die den ganzen Raum verpestete. Wie er das geschafft hatte, obwohl ich zweimal eingegriffen hatte, damit er nicht alles ruinierte, bekäme auch der schlaueste Detektiv aller Zeiten nicht heraus. Ich hatte Marcus gewarnt, dass seine Berechnungen nicht stimmten, aber die Lehrerin hatte mich versprechen lassen, dass Marcus in diesem Schuljahr wenigstens ein einziges Experiment zu Ende bringen durfte. Selbst schuld, wenn ihr Labor monatelang nach Chemiewaffen stank.

Im letzten Kurs des Tages hoffte ich schon, dem Wahnsinn entronnen zu sein, doch weit gefehlt. Wer rechnet schon kurz vor Schulschluss damit, von einem Feuersalarm ins Allerheiligste des exzentrischsten berüchtigtsten Kerls der ganzen Stufe verschlagen zu werden? Noch dazu mit einem Federhut auf dem Kopf.

Miss Francis, unsere Schauspiellehrerin, reagierte sofort auf die Sirenen und Blinklichter und wies die Schüler an, die Bühne besonnen zu verlassen. Alle außer mich jedenfalls. »Mori, sei so lieb, spring nach unten ins Lager und hol den guten Mr Holmes«, sagte sie.

Miss Francis fing jeden Satz mit »sei so lieb« an. »Hört er die Sirenen denn nicht von allein?«, fragte ich.



Möglicherweise nickte sie oder schüttelte den Kopf, doch weil sie mich bereits durch eine Seitentür von der Bühne schob, konnte ich es nicht sehen. »Wenn er experimentiert, hat Sherlock keinen Sinn für so banale Dinge wie einen Feueralarm. Bitte beeil dich, ja?«

Selbstverständlich hatte ich von Sherlock Holmes und seinem Geheimlabor im Keller des Theaters gehört. Die Vorstellung war einfach so comicmäßig, dass sich die Nachricht in Windeseile an der Schule verbreitete. Er war der Meinung, das Chemielabor entspräche nicht seinen Ansprüchen – der einzige Aspekt an der Geschichte, der mich faszinierte –, und seine Mutter hatte den Schulleiter irgendwie überredet, ihm einen eigenen Raum zu überlassen. Ich hegte den Verdacht, dass sie den Schulleiter mit seinem Lieblingsargument überzeugt hatte – Geld.

Auf der dunklen Kellertreppe stellte ich mir vor, wie ein Labor wohl aussähe, das so viel besser wäre als unser normales, während hinter mir die grellen Blinklichter zuckten, die in dem trüben Licht noch viel heller erschienen. Erst als ich die Flügeltür zu dem Arbeitsraum aufriss, fiel mir ein, dass ich ja noch vom Hut bis zum Spitzensaum, der leicht über den staubigen Linoleumboden im Flur fegte, verkleidet war. Allzu peinlich war es mir aber nicht, denn Sherlocks Haare standen an einer Seite fast so hoch wie meine Feder. Er wandte mir den Rücken zu und strich so heftig durch seinen Schopf, dass

sofort klar war, wie es zu dieser lächerlichen Frisur gekommen war.

Das Labor machte eigentlich nicht viel her und bestand aus zwei langen Tischen mit der Grundausrüstung: Laborgeräte aus Glas, Rohre, Brenner, ja, ich bemerkte sogar eine Zentrifuge und einen Sterilisationsapparat. Doch anstelle der braunen Glasbehälter mit Chemikalien für Experimente hatte Sherlock seine Regale mit Botanisiertrommeln, Tütchen mit verschiedensten Proben und Büchern bestückt – Abhandlungen zu jedem vorstellbaren Thema –, von Physik über Bergsteigerei bis zu einem *Who's Who* der Kriminalwissenschaft. Wahrscheinlich hätte ich sie mir noch länger angesehen, wenn die schrillen Sirenen mich nicht ständig daran erinnern hätten, warum ich dort war.

»Was ist?«, rief Sherlock über den Alarm hinweg, ohne sich auch nur zu mir umzudrehen. Im Gegenteil, er beugte sich tiefer über den Tisch, tippte mit einer Hand hektisch auf ein Tablet ein und drehte mit der anderen vorsichtig an einem kleinen Kunststoffschalter, um den Zustrom der roten Flüssigkeit aus einer Art antikem Tropf zu regulieren. Die rote Substanz pulste in einem durchaus erschreckenden Rhythmus durch ein Röhrchen in einen Becher.

»Ich soll dich holen«, schrie ich zurück, doch ich konnte die kreischenden Sirenen nur mühsam übertönen.

»Ich höre nichts, da kannst du auch gleich wieder gehen.« Bei diesen Worten warf er die Arme in die Luft, duckte sich, prüfte Reagenzgläser, Rohre und die Flammen mehrerer Bunsenbrenner. Er bewegte sich wie der Dirigent einer irren Sinfonie mit einer fast tänzerischen Anmut um den Tisch und dirigierte die Blasen und Schwaden, bis er sich endlich mir zuwandte. Selbst in diesem Moment blickte er nicht auf. Seine Schuluniform hatte ebenso gelitten wie sein Labor: das weiße Hemd hing zerknittert aus der Hose, die Ärmel waren bis zu den Ellbogen aufgekrempelet; die blau-silbern gestreifte Krawatte saß locker und schief, und der blaue Pullover lag unordentlich über der Stuhllehne, sodass ein Ärmel den staubigen Boden streifte.

»Ich soll dich holen«, rief ich noch einmal. »Wegen des Feuealarms« – der in diesem Augenblick verstummte.

Jetzt hob Sherlock den Blick, und seine dunkelblauen Augen funkelten in rechtschaffener Entrüstung, bis seine Miene sich bei meinem Anblick entspannte und in Neugier umschlug.

»Bei Feuealarm müssen alle auf den Hof und –«

»Edwardianisch?« Er fixierte meine Miederknöpfe, und ich konnte es mir gerade noch verkneifen, den Ausschnitt höher zu ziehen.

»Spätviktorianisch«, verbesserte ich ihn. »Aber du –«

»Warte kurz.« Sherlock schwenkte mit mürrischer

Miene das Tablet zu sich herum, konzentrierte sich auf den Bildschirm und murmelte »Epochenkostümierung«, während er mit einer Hand etwas eingab.

»Ja, und?«

Er folgte meinem Blick auf seinen Bildschirm. »Themengebiete, über die ich noch nicht Bescheid weiß.«

»Du möchtest Epochenkostümierung beherrschen?« Ich stützte die Hand in die Hüfte und verzog den Mund zu dem Lächeln, das meinen Vater in den Wahnsinn trieb. Auf Sherlock hatte es offenbar nicht die gewünschte Wirkung.

»Fragt das Mädchen in einem Kleid, in dem sie Ihrer Königlichen Hoheit Victoria aufwarten könnte.«

»Eins zu null für dich.«

»Ach, es geht um Punkte. Gut zu wissen.«

Ich verdrehte die Augen. Dann machte sich zwischen uns eine Stille breit, die mich normalerweise direkt vertrieben hätte, doch sein starrer Blick machte mich nervös. »Ich komme direkt von der Bühne.« Zur Erklärung schwenkte ich das Theaterstück zwischen uns hin und her, obwohl ich nicht wusste, warum ich glaubte, ihm das erklären zu müssen. »Eine Aufführung von –«

»Oscar Wilde. Ich glaube nicht, dass an unserer Schule je etwas anderes auf die Bühne kommt.«

Ich wollte gerade bestätigen, dass es sich in der Tat um ein Stück von Oscar Wilde handelte, doch der Kerl war noch nicht fertig mit seinen Schlussfolgerungen.

»Du bist die zweite Besetzung, obwohl du am liebsten überhaupt nicht mitspielen würdest. Du hast den Kurs aus irgendeinem anderen Grund als aus der Liebe zur Kunst gewählt.« Ich wollte den Mund aufmachen, doch er kam noch einen Schritt auf mich zu und fuchtelte mit dem Zeigefinger. »Vielleicht liegt es in der Familie, und du tust es, um deinen Eltern einen Gefallen zu tun. Deinem Vater? Nein, deiner Mutter.«

Ich unterdrückte einen Seufzer und starrte ihn an, bis ich absolut sicher war, dass von ihm nichts mehr kam. In diesem kurzen Gespräch hatte er mich bereits drei Mal unterbrochen, und ich würde meine gewalttätigen Impulse wahrscheinlich nicht länger beherrschen können, wenn er mir noch mal in die Parade fuhr.

»Nah dran, aber falsch.« Die Wahrheit? Er hatte sie fast auf den Punkt getroffen. Doch ich hatte nicht vor, seinem ungeheuren Ego Futter zu geben, das er mit jedem verächtlichen Zucken seiner schmalen mädchenhaften Augenbrauen zur Schau stellte. Bei mir würde er nicht weiter punkten.

»Quatsch. Das Kleid ist dir mindestens zwei Nummern zu klein und passt überhaupt nicht zu deiner Figur, die ...« – ein Hauch von Rosa huschte über seine Wange, als er wieder auf mein Mieder blickte – »... üppig zu nennen wäre.« Ich verschonte ihn nur mit meinem Zorn, weil er noch röter wurde. »Und trotz meiner zugegebenermaßen mangelhaften Erfahrung auf diesem Gebiet kann mir

keiner erzählen, dass orangefarbene Sneakers im spätviktorianischen Zeitalter modern waren. Dazu kommt, dass deine Ausgabe des Stücks alt und zerfleddert ist und ganz sicher deiner Mutter gehört, wenn ich mir die verblichenen Kritzeleien auf dem Titel ansehe.«

»Reicht's langsam?«, fragte ich sehr viel freundlicher, als mir zumute war. Außerdem hätte ich die besagten Kritzeleien gern mit den Händen zugedeckt. Anscheinend hatte meine Mutter früher für *Duran Duran* geschwärmt.

»Wenn du zugibst, dass ich richtigliege?«

»Es gibt Wichtigeres.« Ich warf einen Blick hinter seinen Rücken, doch darauf ging er nicht ein.

»Nichts ist wichtiger als die Wahrheit.«

Ich gab ihm eine letzte Chance, meinen Blick auf den Tisch hinter ihm aufzufangen, und seufzte, als er es nicht tat.

»Meinetwegen. Ich bin immer die zweite Besetzung, weil ich den Text viel schneller lerne als die anderen. Ich interessiere mich nicht im Mindesten für die verschiedenen Bereiche dieses Kurses, und indem ich als Ersatz für die Schauspieler bereitstehe, muss ich weder Kulissen basteln, die Lichtmaschine bedienen noch Regie führen. Alles in allem ist es leicht und lässt mich bei jedem Zerberus gut aussehen, der Zugang zu einer Universität gewähren könnte. Darum und nur darum habe ich Schauspiel gewählt.« Ich nickte, um die Lüge bes-

ser rüberzubringen, doch ich verriet mich, weil ich den Text noch fester an die Brust drückte. Obwohl Sherlock mir in die Augen sah, glaubte ich keine Sekunde, dass er meinen Ausrutscher nicht bemerkt hatte. »Die Sneakers habe ich heute von zu Hause mitgebracht. Wie du so aufmerksam bemerkt hast, ist die kränkelnde Schauspielerin, die ich bei den Proben vertrete, kleiner als ich, und ich kann mich zwar in ihr Kostüm zwingen, aber nicht in ihre Schühchen, die mir drei Nummern zu klein sind. Jetzt zu den wichtigeren Dingen –«

»Fotografisches Gedächtnis?«, fragte Sherlock. »Wahrscheinlich kannst du deshalb alles so schnell auswendig lernen.«

Wenn ich nicht befürchtet hätte, dass er sich köstlich amüsieren würde, hätte ich laut geknurrte, bevor ich kurz und knapp antwortete. »Ja.«

Das hätte ich nicht sagen sollen. Als er erneut auf mich zukam, brannte ein neues Feuer in seinen Augen, als wäre ich eine Phiole mit einer Flüssigkeit, die plötzlich eine interessante scharlachrote Farbe angenommen hatte. Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete er mein Gesicht und ergriff erneut das Wort. »Mit deiner Mutter liege ich aber richtig. Die Textausgabe hat ihr gehört.«

Ich kniff in spöttischer Nachahmung ebenfalls die Augen zusammen, doch die lockere Art und Weise, wie er über meine Mutter sprach, ging mir auf die Nerven.

»Meine Mutter ist ... sie ist tot.« So genau hatte ich das gar nicht sagen wollen, aber ich wollte ihm keinesfalls zeigen, wie überrascht ich war. Und erst recht wollte ich nicht, dass er Spekulationen anstellte, warum ich den Schauspielkurs ihr zu Ehren gewählt hatte. Deshalb beugte ich mich verführerisch vor, nah genug an Sherlock Holmes, um zu bemerken, dass seine Augen genau den gleichen Blauton hatten wie meine. Und dann flüsterte ich ihm zu: »Ich glaube, du solltest dich wieder deinen Reagenzgläsern und Brennern widmen.«

Er atmete tief ein, und dann spürte ich seinen Atem auf meiner Wange, als er fragte: »Warum denn das?«

Ich lehnte mich so weit zurück, dass ich mich aufrichten konnte, und schenkte ihm mein schönstes Lächeln. »Weil dein Blut überkocht.« Mit diesen Worten drehte ich mich blitzschnell um und ging, obwohl es mir riesigen Spaß machte, im Davongehen zu hören, wie er unter lautem Fluchen mit seiner Versuchsanordnung kämpfte.



# KAPITEL 2



**A**lbert Einstein hat einmal gesagt: »Die Monotonie eines ruhigen Lebens fördert den schöpferischen Geist.«

Gandhi sagte: »Monotonie ist ein Naturgesetz«, zum Beispiel, wenn die Sonne jeden Tag von Neuem aufgeht.

Ich neigte bei diesem Thema dazu, den Damen recht zu geben, wie etwa Edith Wharton, für die sie »die Mutter aller Todsünden« war, oder Anaïs Nin, die in ihrer schlichten Art meinte: »Monotonie, Langeweile, Tod.«

Deshalb hatte ich immer Würfel dabei, je einen schwarzen, weißen und grünen. Mit Wahrscheinlichkeitsrechnung konnte ich mich immer beruhigen, und es war nicht vorhersehbar, aber unmissverständlich, wie die Würfel fallen würden, was gleichzeitig einen guten Hintergrund für meine Gedanken abgab. Nicht dass ich ein hochbegabtes Genie gewesen wäre, das beim Gang durch

die Schulflure zwanghaft Gleichungen anstellen würde, aber Mathe fiel mir leichter als den meisten anderen. Ich folgte dem Weg einer Gleichung wie einem Faden durch ein Labyrinth. Und das Rätselhafte daran gefiel mir.

An bestimmten Tagen wie diesem 4. März, wenn ich bei der Vorstellung, den immer gleichen Bus nach Hause zu der immer gleichen Haltestelle am immer gleichen Bürgersteig nehmen zu sollen, am liebsten laut geschrien hätte, nutzte ich die Würfel, um die Monotonie zu durchbrechen. Die Würfel boten mir die Gelegenheit, etwas Neues auszuprobieren. Und nach meinem lächerlich nervigen Tag musste etwas Neues her, und wenn es noch so bedeutungslos war.

Ich legte das Kostüm ab und zog statt meiner Schuluniform Jeans und Pulli an. Auf dem Nachhauseweg trug ich die Uniform nur sehr ungern, weil sie auf ungute Weise auf mich aufmerksam machte und meine Unnahbarkeit aufhob. Sobald ich das Kostüm verstaubt hatte, nahm ich die Würfel und ließ sie über den Tisch in der Umkleide rollen. Das Ergebnis war Schwarz = 1, Weiß = 1 und Grün = 1. Die Chance, dieses Ergebnis zu bekommen, lag bei eins zu 72. Hätte ich daran geglaubt, dass die verborgenen Kräfte des Universums Würfelspiele als Omen nutzten, hätte ich dieses sonderbare Ergebnis als schlechtes Zeichen werten können. Dafür hätte ich aber erst mal an Omen glauben müssen.

In meinem Spiel bestimmte der schwarze Würfel, wel-

ches Transportmittel ich nehmen sollte, Bus bei einer ungeraden und U-Bahn bei einer geraden Zahl, während der weiße Würfel die Buslinie bestimmte und der grüne die Haltestelle. Wenn ein Würfel auf Kipp landete, musste ich den ganzen Weg zu Fuß gehen. Ehe ich den ersten Schritt tat, musste alles genau geplant sein. Auf diese Weise lernte ich den Stadtplan von London auswendig. Diesmal bestimmten die Würfel, dass ich mit dem ersten Bus fahren und an der ersten Haltestelle aussteigen sollte.

Leider kam als Erstes der 27er-Bus, den ich auch ohne das ganze Brimborium genommen hätte, weil die erste Haltestelle nur knapp anderthalb Blocks von unserem Haus entfernt lag. Deshalb beschloss ich, das Gewürfelte nicht allzu genau zu nehmen und es einfach in meinem Sinne zu interpretieren. Ich ging zu Fuß zum Gloucester Place, wo ich nicht gleich die erste Seitenstraße zur Baker Street nahm, sondern bis zur Crawford Street wartete. Technisch gesehen ging ich zunächst in die falsche Richtung, doch so wurde aus einer Strecke von zwei Minuten eine von zehn – das war schon der längste Weg um den Block.

Ich steuerte gerade die Ecke Baker Street und Crawford an, als es endgültig schräg wurde. Sadie Mae Jackson kam just in diesem Augenblick aus der Drogerie *Boots*. Hätte eine von uns das Glück gehabt, nach unten oder auf den Verkehr zu blicken, hätten wir noch so tun

können, als würden wir einander nicht bemerken, und einfach weitergehen können, so wie wir es in der Schule taten, wenn wir uns zufällig zu nahe kamen. Doch an diesem Tag trafen sich unsere Blicke und wir standen fast voreinander.

Sadies fröhliche braune Augen hauten mich auch diesmal um – ihretwegen hatte ich sie ja auch schon bei unserer ersten Begegnung angestarrt. Im Matheunterricht natürlich. Wie so oft war ich mit der Aufgabe bereits längst fertig gewesen, obwohl der Kurs noch eine halbe Stunde dauern sollte, und hatte aus Langeweile den Blick schweifen lassen. Vielleicht konnte ich ja erraten, wie lange die anderen noch brauchen würden. Sadies Augenfarbe fiel mir erst auf, als sie beim Anblick der Gleichungen, die der Lehrer auf die Seitentafel geschrieben hatte, ein ersticktes Geräusch von sich gab. Ich musste über ihre gequälte Miene grinsen und sie erappte mich beim Glotzen.

»Entweder bleibst du da sitzen wie ein Waschbär, der sich tot stellt«, sagte sie, als hätten wir uns schon eine ganze Weile unterhalten.

Ich war mir ziemlich sicher, dass sie vorher nichts gesagt hatte. Sie sah ganz schön frech aus. »Oder was?«

»Oder du hilfst mir mit diesen blödsinnigen Graphen, aber wenn du lieber waschbärmäßig glotzen willst...«

Dann ließ sie ihre braunen Augen vorquellen, sozu-

sagen waschbärmäßig, und ich kniff meine zusammen. Geholfen habe ich ihr trotzdem, obwohl ich ihr dafür nach dem Unterricht erst mal den theoretischen Hintergrund der Aufgabe erklären und den gesamten Stoff wiederholen musste, den wir seit Beginn des Schuljahres durchgenommen hatten. Als Gegenleistung wollte sie mir in Literatur helfen, und ich ließ sie machen, obwohl ich schon vor Monaten sämtliche Bücher gelesen hatte. Es war ihr wichtig, mir jeden Gefallen zurückzuzahlen, auch wenn ich nie das Gefühl hatte, dass Sadie mir etwas schuldete.

Schon gar nicht an diesem Tag, als wir draußen vor *Boots* standen. Sie wandte fast sofort den Blick ab, sodass ich einen Moment dachte, wir würden doch wieder so tun, als ob wir uns gar nicht gesehen hätten, doch dann bewegte sie sich auf mich zu, als würde ich an einem Rettungstau ziehen, das um ihren Bauch geschlungen war. Als sie nahe genug war, dass ich die dunkleren Sommersprossen erkennen konnte, die mit ihrer ohnehin schon braunen Haut nicht verschmolzen, bemerkte ich, dass sie immer noch das Medaillon trug, das ihre Großmutter ihr vor ihrem Umzug von Amerika nach England geschenkt hatte. Sadie trug die Haare jetzt länger, sie fielen in sanften Locken um ihre Ohren, statt wie im letzten Schuljahr stachelig abzustehen.

Einige unangenehme Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, standen wir verlegen voreinander,

ehe sie den Mund aufmachte. »Einer von uns sollte wohl etwas sagen«, meinte sie. »Warum also nicht ich?«

*Etwas sagen*, dachte ich verbittert. Als ob sie die vergangenen sechs Monate ausradieren konnte, indem sie jetzt etwas sagte. Sadie war die beste Freundin, die ich je gehabt hatte. Als sie nach London gezogen war, sollte sie eigentlich nur ein Jahr bleiben, doch dann wollte sie doch lieber für die A-Levels und einen Studienplatz weiterbüffeln. So hatte es jedenfalls damals geheißt. Wie es um ihre Pläne jetzt bestellt war, wusste ich nicht.

Ich strengte mich an, die Achseln zu zucken und weiterzugehen, doch ihr vertrauter amerikanischer Singsang löste etwas in meinem Kopf, bis überall zwischen meinen Gedanken Lieblingserinnerungen an Sadie aufstiegen wie Sprudelbläschen. Sie verdrängten die Zeit unserer Trennung, als hätte es sie nicht gegeben, und ich musste grinsen, auch wenn es wehtat.

Anscheinend reichte ein Lächeln. »Ich hätte den Kontakt nicht einfach abbrechen lassen dürfen«, sagte sie. »Das weiß ich, echt.«

Sie ließ ihre Einkaufstasche kreiseln, bis die Stoffgriffe quietschten, und sah zu, wie sie sich wieder entkreiselten. »Ich habe mir eingeredet, ich würde dir Zeit geben, dich in Ruhe lassen, doch dann war es irgendwann einfacher, nicht anzurufen, als mich zu melden. Eigentlich wusste ich nur nicht, was ich sagen sollte.«

Es gab nichts zu sagen – das wollte ich ihr schon in

diesem Moment sagen, brachte beim Gedanken an all die Nächte, in denen ich das Klingeln des Telefons herbeigesehnt hatte, nichts raus, außer: »Das musst du jetzt nicht sagen.«

»Echt, Mori, ich gebe mir hier große Mühe, mich zu entschuldigen, ganz im Sinne meiner Nana. Du willst doch nicht, dass ich Probleme mit meiner Nana bekomme, oder?«

Ich legte ein verhaltenes Grinsen auf. »Die ist doch immer noch in Amerika, oder nicht?«

»Stimmt genau, aber da du nie in den Genuss einer ihrer Strafpredigten gekommen bist, kann ich dir versichern, dass ihre Reichweite den Atlantik locker überbrückt.« Sadie lächelte. »Ich habe dich so was von vermisst!«

Ich nickte, denn ich hatte sie ebenfalls sehr vermisst, aber das konnte ich aus irgendeinem Grund nicht laut sagen. Vielleicht war es schwieriger, sich mit jemandem zu versöhnen, mit dem man sich gar nicht richtig gestritten hatte. Eher auseinandergelebt. Obwohl es ganz so aussah, als würden wir vor *Boots* wieder einen Schritt aufeinander zugehen, kann man eine Kluft von sechs Monaten nicht mit einem Schritt überspringen. Schon gar nicht, wenn man bedenkt, was für sechs Monate ich hinter mir hatte.

Als mein Schweigen sich zu lange hinzog, redete Sadie weiter, wie immer. Sie konnte es nicht ertragen, wenn

es zu lange still zwischen uns war. Doch ihr Geplapper hatte etwas Tröstliches. Möglicherweise war es doch mehr als ein Schritt gewesen.

»Ich will dich nicht aufhalten, weil ich weiß, wie viel du zu tun hast. Aber ich halte morgen in der Schule nach dir Ausschau, wenn es dir recht ist. Ich hoffe, das ist okay für dich?«

Ich nickte. »Doch, finde ich gut.«

Sadie legte mir eine Hand auf den Arm und beugte sich vor. »Wir arbeiten uns so weit vor, bis wir uns anrufen und besuchen.«

Zum Abschied zwinkerte sie mir zu. Bei all den zufälligen Begegnungen der letzten Monate hatte sie mich nie so warmherzig angelächelt. Dennoch war ich noch nicht bereit, nach Hause zu gehen, und lief wieder zurück um den Block, um weitere zehn Minuten nachzudenken.

Nicht dass ich die Zeit gewinnbringend genutzt hätte. Als ich schließlich in die Baker Street einbog, war ich in Gedanken immer noch bei den Begegnungen mit Sadie Mae und dem großen Unbekannten Sherlock Holmes. Über ihn hatte ich schon so viel gehört, dass es mich nicht gewundert hätte, wenn er ein verrückter Wissenschaftler mit Buckel, wirrem weißen Haar und chemikalienbefleckten Fingern gewesen wäre. Er hätte wenigstens einen Laborkittel über der Schuluniform tragen können, um dem Klischee zu entsprechen.

Ich war so sehr in die Erinnerung an unser Zusam-



mentreffen versunken, dass ich erst viel zu spät merkte, dass Musik aus unserem Haus erklang. Auch wenn mir die Erkenntnis wenig gebracht hätte. Außer den Impuls wegzulaufen. Vielleicht hätte ich tatsächlich die Flucht ergreifen und woanders warten sollen, bis es vorbei war. Nicht zum ersten Mal fand ich es erbärmlich, dass man sich vor seinem Zuhause so fürchten konnte. Zumal ich mich in unserem Haus früher so sicher gefühlt hatte wie nirgends sonst auf der Welt.

Wir haben unser eigenes Einsatzkommando, scherzte meine Mutter früher, wenn Dad durch unser Häuschen wanderte und dafür sorgte, dass Fenster und Türen verschlossen und alles verriegelt und verrammelt war.

»Ich schwöre, dass ich keinen Fluchtversuch unternehmen werde«, hatte sie oft gesagt, die Hände gehoben und auf diese gewisse Art gelächelt, die ich anscheinend von ihr geerbt habe. Constable Moriarty, Detective Constable Moriarty, Detective Sergeant Moriarty – mein Vater stand kurz vor der Beförderung zum Detective Inspector der Dienststelle der Metropolitan Police im Bezirk Westminster. Doch dann wurde Mum krank. Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, wann Dad zum letzten Mal alles verriegelt hatte. Vielleicht war es ihm mittlerweile egal, ob jemand einbrach. Oder aus.

Auf der Treppe zur Haustür sah ich, dass oben drei Fenster offen standen, durch die das Klavier klimperte, bevor die Trompete einsetzte und Louis Armstrong die

schlichte Melodie von »Memories of You« anstimmte. Der Song war uralte, aber meine Eltern hatten sich als freiwillige Helfer bei einem städtischen Tanztee kennengelernt, und Dad hatte Mum zum ersten Mal gesehen, als sie in einem heruntergekommenen Gemeindezentrum mit einem Rentner Foxtrott tanzte, der das sehr viel besser konnte als er. Fünf Tänze lang sah mein Vater nur zu, bevor er den Mut aufbrachte, sie zum Walzer aufzufordern – als dieser Song gespielt wurde. Dann verliebten sie sich.

Ich dachte, eine solche Liebe hält ewig. Stattdessen ist sie zerbrechlicher als Glas.

Als ich den Mut aufbrachte, die Haustür zu öffnen, sang Louis von einem »Rosenkranz aus Tränen«. Die ruhige häusliche Szene in unserer Küche nahm mir ein wenig die Spannung, doch ich erblickte bereits Anzeichen der aufziehenden Katastrophe – eine halb leere Bourbonflasche und drei unterschiedlich volle Gläser mit der bernsteinfarbenen Flüssigkeit, verteilt auf der Arbeitsplatte und dem Küchentisch – was hieß, Dad war bereits so betrunken, dass er den Überblick verloren hatte. Das Abendessen war fertig, stand unangetastet auf dem Herd und wurde kalt. Das wiederum bedeutete, dass Dad nichts gegessen hatte, bevor er sich das Zeug hinter die Binde gekippt hatte. Also würde es nicht mehr lange dauern, bis ihn irgendwas über den Rand katapultierte.

Er trank das Glas aus, das vor ihm stand, und scrollte sich weiter durch die offiziellen Verbrechenmeldungen auf seinem Laptop, während mein neunjähriger Bruder Sean sich am anderen Ende des Tisches mit den Rechtschreibübungen schwertat. Seine älteren Brüder Freddie und Michael dagegen hüteten sich, an »Memories of You«-Abenden aus ihren Löchern zu kommen – das war der Vorteil, wenn man zwölf beziehungsweise zehn war, statt so jung wie Sean. Hoffentlich brauchte Sean nicht noch ein ganzes Jahr, bis er es ebenfalls kapiert hatte.

Ich zwängte mich in dem Moment der Stille zwischen dem Ende des Songs und dem wehmütigen Klavierpart, der die nächste Wiederholung ankündigte, an Seans Stuhl vorbei zum Herd. Diese Ruhe, die plötzlich aus dem Zimmer meines Vaters durch den Flur in die Küche drang, machte alles noch unheimlicher.

»Leiche im Park«, knurrte Dad. Als Sean und ich nicht reagierten, knallte er die Faust auf den Tisch und starrte sehnsüchtig aus dem Fenster. »Wurde vor einigen Stunden entdeckt, letzte Nacht ermordet.«

»Typisch, immer wenn du freihast, Dad, was?« Aus irgendeinem Grund war Sean davon überzeugt, dass die Verbrecher nur zuschlügen, wenn Dad nicht im Dienst war.

»Ihr setzt keinen Fuß in den Park, bis die Polizei alles aufgeklärt hat, klar?«

Als Sean lächelte, rutschte mir das Herz in die Hose.

»Ohne dich schaffen sie das nie, Dad. Die Polizei hat doch keine Ahnung.«

Schon wieder die Stille im Song zwischen den Refrains – ich fluchte insgeheim.

»Was hast du da gesagt, mein Junge?« Dad stand so schnell auf, dass sein Stuhl rückwärts gegen die Arbeitsplatte fiel.

Sean wich zurück, als Dad drohend auf ihn zukam, und blickte voller Panik von ihm zu mir und zurück. Ich wusste, warum er das gesagt hatte. Normalerweise hätte Dad sich mit ihm gegen die »miesen Bullen« verbrüderet, die ohne ihn schlicht nichts zustande brachten. Außer an den Abenden, wenn »Memories of You« lief. Dann niemals.

»Er hat es nicht so gemeint«, sagte ich, doch ich konnte ihn nicht mehr von Sean loseisen. Aufhalten konnte ich ihn auch nicht, jetzt noch nicht. Wenn ich meinen Trumpf zu früh ausspielte, würde es nur noch viel, viel schlimmer enden. Dennoch war es eine Qual, am Herd zu stehen und tatenlos zuzusehen.

»Heißt das, ich habe keine Ahnung? Und das sagt einer, der sich ohne Hilfe nicht mal den Hintern abwischen kann!«

Er überragte Sean mit erhobener Hand starr wie eine Statue. Ich zuckte schon zusammen, bevor Dad seine Faust an Seans Kinn krachen ließ, doch ich sah nicht weg, nicht einmal als Sean sich in diesem wimmernden

Tonfall endlos entschuldigte, der Dads Ärger nur noch mehr schürte.

Ehe er erneut zuschlagen konnte, war ich da, stellte mich hoch aufgerichtet zwischen sie und zauberte das aufreizende Lächeln auf meine Lippen. Ich versuchte, Dads Blick in seinem dunkel gefurchten Gesicht zu finden, weil ich ihm zeigen wollte, dass ich keine Angst vor ihm hatte, obwohl ich mich innerlich krümmte. Ich wartete. Ich wappnete mich. Er würde mich nicht schlagen – hatte es bisher jedenfalls noch nicht getan. Doch man kann nicht nur mit der Faust zuschlagen.

»Aus dem Weg, du dumme Kuh.«

»Das hast du zu Mum nie gesagt«, konterte ich, um sein wütendes Funkeln endgültig auf mich zu fokussieren. »Dumme Kuh« war noch die netteste Bezeichnung, die er im betrunkenen Zustand für mich hatte. Es wurde dann immer schlimmer und lauter, und er kam mir so nah, dass ich ihn roch und seinen Speichel auf meiner Wange spürte. Jede andere Maßnahme, damit er uns in Frieden ließe, wäre mir lieber gewesen.

»Du willst dich mit ihr vergleichen? Du glaubst, du könntest ihren Platz einnehmen? Als kämst du an ihre Klasse ran in deinen nuttigen Klamotten.«

Ich gab keine Antwort, sondern blieb ruhig stehen, sodass er Sean nicht mehr sehen konnte.

»Du kannst ihr nicht das Wasser reichen, du verkommene Schlampe. Sie war ein Engel. Du. Bist. Ein. Nichts.«

Sein Blick glitt wieder zu Sean, der wie gelähmt auf seinem Stuhl saß und nicht leise genug weinte.

Ich seufzte. Wäre er einfach nur betrunken, würde er seine üblichen Predigten halten und dann wütend abhauen, um die Flasche leerzutrinken – normalerweise ohne Unheil anzurichten. Doch an »Memories of You«-Abenden beließ Dad es nicht dabei.

Offenbar hatte ich noch nicht genug eingesteckt. Ich stemmte die Hände in die Hüften und grinste noch breiter, damit er mich weiter runtermachte. Doch während mein Vater mich Lügnerin, Nutte und anderes hieß und behauptete, ich hätte es nicht verdient, die Dielen zu betreten, die meine Mutter mit ihren Füßen gesegnet hatte, musste ich an den Moment denken, als ich zum letzten Mal diese Haltung eingenommen hatte. Wie durch ein Wunder drängten sich Röhrchen und Phiolen in meine Gedanken, sowie lange, schlanke Finger, die Flammen herunterdrehten und das Orchester aus Tropfen und Blasen dirigierten.

Als ich an Sherlock Holmes und sein albern wirres Haar dachte, hätte ich beinahe laut gelacht. Ehe ich wusste, wie mir geschah, hatte Dad sich die Flasche geschnappt und murmelte, er wolle kein Wort mehr an mich verschwenden, und könne mich nicht mehr sehen. Schließlich wankte er durch den Flur in sein Zimmer.

Kaum hatte er die Tür hinter sich zugeknallt, als Freddie und Michael aus den dunklen Ecken an der Treppe

geschlichen kamen und über das Abendessen herfielen. Als Fred mich schuldbewusst ansah, schüttelte ich nur den Kopf und wischte mit dem Ärmel über meine Wange. Dad drehte vergeblich die Musik lauter, um sein lautes Geheul zu übertönen. So lief es an »Memories of You«-Abenden und der Routine entsprechend holte ich eine Packung Tiefkühlerbsen für Seans Gesicht.

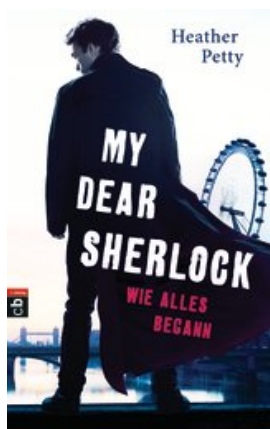
»Gebt Seanie auch einen Teller mit Essen«, sagte ich leise, doch mein jüngster Bruder riss mir die Packung Erbsen aus der Hand.

»Ich bin kein Baby«, fauchte er. »Ich kann mir mein Essen selbst holen.«

Ich verkniff es mir, ihm durchs Haar zu wuscheln, als ich an ihm vorbei zur Tür ging und meinen Mantel holte.

»Wo willst du hin, Mori?«, fragte Michael ängstlich mit einem flüchtigen Blick durch den dunklen Flur zu Dads Zimmertür. Dann sah er mich wieder an. Wir wussten beide, dass Dad nicht wieder herauskommen würde – nicht nach einem Weinkrampf. Er wollte sicher nicht, dass wir ihn so sahen. Als reichte es nicht, ihn zu hören, um zu wissen, wie tief er gefallen war.

Ich blickte ihm mit einem beruhigenden Lächeln in die Augen. »Vor die Tür.«



Heather Petty

## **My Dear Sherlock - Wie alles begann**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-17152-3

cbj

Erscheinungstermin: September 2015

Seit der BBC- Serie ist Sherlock Holmes angesagter denn je

London 2015: Als das 17-jährige Genie Sherlock auf die 16-jährige Jamie Moriarty trifft , ist er fasziniert von ihrem Scharfsinn und ihrem Witz. Zwei Seelenverwandte haben sich gefunden – und als kurz nach ihrer ersten Begegnung im Regentpark ein schauerlicher Mord geschieht, dessen Opfer in der Jugend mit Moriartys verstorbener Mutter befreundet war, begibt sich das Mädchen auf die Suche nach dem Täter. Sherlock immer an ihrer Seite werden sie beide tief hineingezogen in die Vergangenheit von Moriartys Familie und decken ein schreckliches Geheimnis auf. Sollte Jamies gewalttätiger Vater ein Mörder sein – und hat er sein nächstes Opfer womöglich schon im Visier?